

Um die Nachfolge auf dem Lehrstuhl von Karl Barth

Wie gemeldet, hat sich Prof. Karl Barth in Basel bereit erklärt, im Wintersemester 1961/62 seine Vorlesungstätigkeit an der Universität Basel fortzusetzen, weil über seine Nachfolge noch keine Einigung erzielt werden konnte. Zu dem Vorschlag, Professor Helmut Gollwitzer aus Berlin nach Basel zu berufen, nahm der Basler ehemalige Hauptpfarrer am Münster und Professor an der Theologischen Fakultät Dr. Eduard Thurneysen, D. D. in einem Diskussionsbeitrag der National-Zeitung Basel wie folgt Stellung:

In der um Gollwitzer entbrannte Diskussion darf und muß doch einmal mit Nachdruck ausgesprochen werden, daß dieser Mann sich nicht nur mit politischen Dingen befaßt hat, sondern daß er ein Mann der Wissenschaft ist, ein Theologe, und zwar ein Theologe von Rang und Bedeutung. Die Theologische Fakultät unserer Stadt und die Kuratel der Universität haben wohl gewußt, was sie getan haben, als sie der Regierung seinen Namen nach reiflicher Beratung als ersten und an dieser ersten Stelle als einzigen zur Berufung als Nachfolger von Prof. Karl Barth vorgeschlagen haben.

Gollwitzer dient der Wissenschaft und nur ihr. Freilich immer so, daß er die theologische Wissenschaft streng ausgerichtet sieht auf den Dienst an der Kirche. Daß der Dienst an der Kirche der strengen Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit keinen Eintrag tun darf, das weiß Gollwitzer sehr genau. Der christliche Glaube, der, im weitesten Sinne verstanden, der Gegenstand aller theologischen Bemühung ist, würde sofort entarten, wenn die denkerische Durchdringung der Glaubenswahrheit aussetzen würde.

*

Gollwitzer hat bei Antritt seines Lehramtes an der Freien Universität in Berlin dieser Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit eine eingehende Untersuchung gewidmet unter dem Titel: „Die Theologie im Hause der Wissenschaften.“ Er hat dieses Thema noch einmal aufgenommen von der Seite der Beziehung, in der die theologische Wissenschaft zur Kirche steht in einer weitgespannten Darstellung unter dem Titel: „Die neuere Theologie und die christliche Gemeinde.“ Beide Arbeiten sind frei von enger Betrachtungsweise, im Gegenteil, sie atmen eine vorurteilslose Offenheit für wahrhaft wissenschaftliches Arbeiten, sie führen die Auseinandersetzung mit der ganzen einschlägigen Literatur und sind frei von „politischen“ Seitenblicken. Es stimmt also keinesfalls, daß, wie behauptet worden ist, Gollwitzer „jede theologische und kirchliche Frage verpolitisiere“.

Daß Gollwitzer auch die Beziehung des Glaubens und also des kirchlichen Verkündigens und Handelns zur Welt und damit zum Staat in seine theologische Arbeit miteinbezieht, ist wahr. Aber auch das geschieht nicht unter Absehen von strenger wissenschaftlicher Überlegung. Es geschieht auch in den Ergebnissen so, daß dabei nicht etwa irgendeinem freiheitsfeindlichen, absolutistischen Staatssystem das Wort geredet würde. Ich verweise auf eine ausführliche, 1957 erschienene Arbeit über die christliche Freiheit unter dem Titel „Bürger und Untertan“. Eine schönere Rechtfertigung gerade der Demokratie läßt sich nicht denken als sie hier geliefert wird, wobei eine Ableitung der Demokratie aus dem christlichen Glauben erfolgt, an der auch nichts auszusetzen ist; Gollwitzer weiß um die tiefe Perversion alles freiheitlichen Denkens im totalitären System.

Endlich wäre hier noch anzuführen sein Beitrag über „Krieg und Christentum“ in der neuen Auflage des Standardwerks „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. Dieser

Beitrag sollte von allen studiert werden, die Gollwitzer einen „angriffigen Pazifismus und Antimilitarismus“ vorwerfen.

Das alles sei hier angeführt, um Gollwitzers wissenschaftliche Qualifikation zu erweisen. Es kann keine Rede davon sein, daß Basel durch eine Berufung Gollwitzers das „Genie“ Barth durch ein „bloß proklamiertes Genie“ ersetzen wolle, statt sich „für eine Spanne Zeit mit theologischem Handwerk“ zu begnügen. Nein, Gollwitzer ist weder ein wirkliches, noch ein bloß proklamiertes Genie, er ist eben das, was, richtig verstanden, ein wirklich guter und genauer wissenschaftlicher „Handwerker“ zu nennen wäre.

Gollwitzers Laufbahn wurde unterbrochen durch das Dritte Reich, durch Krieg, durch Gefangenschaft. Nachher mußte er sich zunächst gerade seinem „Handwerk“ ganz neu hingeben: Er mußte sich in Bonn wieder einarbeiten in seine Lutherforschungen, denen seine erste große Publikation über die Abendmahlslehre gegolten hatte. In Berlin warteten ebenfalls ganz neue Lehraufträge auf ihn.

Dazu kommt, daß Gollwitzer durch seinen erzwungenen Ruflandaufenthalt auf das Studium des Marxismus gestoßen wurde. Er gilt heute unter den Theologen Deutschlands als der einzige wirkliche Fachmann auf diesem Gebiete, der nicht nur von der durch den Kommunismus bedrängten deutschen Kirche im Osten, sondern auch durch staatliche Stellen als genauer Kenner der kommunistischen Ideologie immer wieder in Anspruch genommen wird. Aber auch da ist er der Wissenschaftler, so gewiß ihn die reale politische Situation um der Kirche willen und ihrer im Osten bedrängten Gemeinden bewegt und beschäftigt und zu Äußerungen zum Tagesgeschehen nötigt.

*

Dazu noch ein Wort. Man wirft Gollwitzer „Ostkontakte“ vor. Es ist wahr: Gollwitzer ist immer neu angefordert von Kirchenleitungen und Gemeindegliedern in Ostdeutschland, die seinen Rat über ihr Verhalten in den täglichen Anfechtungen ihrer Lage haben wollen. Er ist geradezu zum seelsorgerlichen Dienst getrieben. Aber weil seine Theologie auf kirchlichen Dienst ausgerichtet ist, kann er diese in die politische Lage eingreifenden Ratschläge keinesfalls verweigern. Er gibt sie, vergißt aber auch da nicht, daß er nicht als Politiker, sondern in erster Linie als Theologe zu sprechen hat.

Und nun steht es so: Gollwitzer ist der Meinung, daß man den bedrängten Christen in der ostdeutschen Zone als Lehrer der Kirche damit keinen Dienst tut, daß man den Kreuzzug gegen den Kommunismus predigt. Daß er einen solchen Kreuzzug ablehnt, das ist es — wenn ich recht sehe —, was man ihm verargwöhnt. Er steht jedoch nicht weniger als irgendeiner von uns in tiefer Ablehnung des östlichen Terrorismus, des östlichen Totalitarismus und also erst recht des kommunistischen Atheismus. Er hält es freilich nicht für sinnreich und notwendig, dies immer aufs neue auszusprechen. Was er vor

Augen hat, das ist die Situation derer, die heute unter all diesen Greueln zu leben haben als Christen. Ihnen rät er, im Glauben an Gott, der sie auch in dieser Lage nicht verläßt, diese ihre Lage anzunehmen. Aber annehmen heißt für ihn nicht sie bejahen in dem Sinne, „daß damit die Annahme einer bestimmten sozialistischen Doktrin den Gliedern der Kirche im Namen Gottes zur Pflicht gemacht werde“. Sie sollen „nicht Sozialismus predigen. Das wäre innere Gleichschaltung und Aufhebung der christlichen Freiheit zugunsten eines weltanschaulichen Gesetzes“. Weiter: Annehmen heißt nicht „Bejahung der unrechtmäßigen Methoden“, erst recht nicht „Bejahung des Atheismus“. Annehmen heißt: „Eine Lage annehmen als eine Lage, in die Christus selber (im Osten) seine Kirche bringt“ mit der Frage: „Wozu bin ich als Christ hierher gesandt, um (auch in dieser Lage) zu dienen?“ Und dienen heißt ganz schlicht: Die Christen haben hier einen Missionsauftrag. Damit ist jener Rat des Propheten Jeremia an die Juden in der Babylonischen Gefangenschaft aufgenommen: Suchet der Stadt Bestes.“

Also nochmals: Keine Kreuzzugspredigt, keine Aufstachelung zur politischen Gegenwehr, zur Revolution, aber auch keine Gleichschaltung der Kirche, sondern durchhalten und den Dienst der Liebe nicht verweigern, sondern tun, der auch hier christlich geboten ist. Ist das nun Prokommunismus? Ich entnehme die eben angeführten Zitate der in dieser Sache besten und schönsten Schrift Gollwitzers: „Das sowjetische System und die christliche Kirche“ (erschienen in „Spannungsfelder der evangelischen Sozialethik“, Furche-Verlag, Hamburg).

*

Zum Schluß die vielleicht unnötige Feststellung, daß Gollwitzer in seinem ganzen theologischen Denken die Linie aufnimmt, die sein Lehrer Karl Barth gezogen hat, und die, einfach gesagt, bedeutet, daß das Wort Gottes in der Bibel für uns die alleinige Autorität sein kann, unter die wir uns stellen. Die Fülle der Aufgaben, die mit dieser Erkenntnis gegeben ist, ist heute noch unübersehbar groß. Gollwitzer ist kein „Barthianer“, der meint, ausruhen zu können auf dem, was sein Lehrer erarbeitet hat. Aber er nimmt die Arbeit auf, die durch diese Aufgaben gestellt ist. Er ist ein genauer Kenner der Theologie Barths, er weiß aber auch, daß diese Theologie zur Weiterbildung auffordert. Und er hat sich dieser Aufforderung gestellt. Ihn beschäftigt heute vor allem der Neuanfang in der neutestamentlichen Arbeit, wie sie durch Rudolf Bultmann und seine Schule gegeben ist. Hier systematische Klärung zu schaffen, ist ihm ein heißes Anliegen. Und dies würde für die theologische Aufgabe, die uns in der schweizerischen, aber darüber hinaus in der ganzen europäischen und amerikanischen theologischen Forschung gestellt ist, Wesentliches bedeuten. Gollwitzer würde, so gesehen, ein bedeutsamer Fortführer der theologischen Arbeit Karl Barths werden, wenn er nach Basel gerufen würde. Wäre das denn so unerwünscht? Wäre es nicht eine Bereicherung unserer Fakultät, wie wir sie uns nicht besser denken können?

Die Christenheit kann nicht anders, als Gott vertrauen, daß er uns ohne Atomwaffen zu schützen vermag, wenn wir tun, was der Geist unseres Herrn Jesus uns befiehlt. Wir dürfen nicht im Kleinglauben leben. Die Zeit verlangt von uns den starken Glauben, daß Gott uns hilft, wenn wir uns vom Evangelium leiten lassen.

Dr. ALBERT SCHWEITZER
in einem Telegramm an die 3. Friedenskonferenz
in Prag